

La Voile latine

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 22

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hervorgebracht; in seiner Kunstgeschichte läßt sich aber die ganze Entwicklung der Renaissance verfolgen, und wenn auch seine Duccio, Martini, Lorenzetti, Cozarelli, Pinturicchio und Sodoma nicht die Größe der florentinischen und venetianischen Meister erreichten, so haben sie doch unter weniger günstigen Verhältnissen Unvergängliches geschaffen. Der erwähnte Sieg bei Montaperto in dem Kampfe des guelfischen Florenz gegen die ghibellinische Stadt bildete den Grundstein für den Aufschwung Sienas. Die Familienkämpfe, die im Mittelalter in fast allen größern Städten Italiens wütheten, und die ja Shakespeare in Romeos und Julias traurig Los so unvergleichlich geschildert hat, waren auch dieser Stadt nicht erspart: Jahrhundertlang tobte der Kampf zwischen den Tolomei, den Salimbeni und den Malvoliti.

Das Stadtbild von Siena hat seinen mittelalterlichen Charakter wie wohl wenige andere Städte beibehalten, und der Eindruck wird durch keine in pietätloser Weise hingestellten Neubauten gestört. Vornehm und majestätisch erhebt sich auf einem der drei Hügel, auf die die Stadt gebaut ist, die aus schwarzem und weißem Marmor erbaute Kathedrale; harmonisch und monumental wirkt auch der Palazzo Vecchio mit seinem mächtigen Turm auf dem Campo. Schade ist nur, daß er im Gegensatz zum Dogenpalast in Venedig und zum Palazzo della Signoria in Florenz ganz aus Backstein gebaut ist. Wer ihn aber einmal durch den von der Hauptstraße auf den Campo führenden Torbogen in den lichten Nachthimmel hinaufsehen sah, dem wird dieser monumentale Bau einen Eindruck hinterlassen, der unvergeßlich ist.



La Voile latine.

Von Dr. Johannes Widmer.

I.

Die Ziele.



Die in Genf erscheinende Zeitschrift hat sich im ersten Lustrum ihres Bestehens so in das schweizerische Kulturleben eingefügt, zu dessen Dialektik beigetragen, als ein wahrer Taillefer das Feuer geschürt, daß sie einer genauen Würdigung in einem Organe wohl wert ist, das auf schweizerischem Boden mit anderem Plan und Temperament im we-

sentlichen dasselbe will, wie das welsche auf dem seinen. Ich denke mindestens, diese Übereinstimmung werde aus meiner Darstellung erhellen.

Zwar zunächst scheint die Behauptung recht gewagt. Schon der Name möchte dagegen sprechen. Das lateinische Segel: Deutet das nicht einen Willen an, der nach einer sprachlich, rassenhaft, vielleicht auch religiös andern Mitte als den Schweizer Alpen Philibert Bertheliers, Bridels, Oliviers trachtet? Von alledem ist etwas richtig. Künstler und Dichter in unserm Welschland haben die Voile gegründet, die fanden, ihre Region erhalte nirgendwo in den Formen der gesellschaftlichen Mitteilung der Waadt, Genfs, Neuenburgs einen autochthonen Ausdruck. Man empfangen die Alltagsaufregung aus Paris, die dauernde Anregung aus der deutschen Schweiz, so daß man aus dem Volke, dem man in den wichtigsten Gütern menschlicher Gemeinschaft, in Sprache, Sitte, überhaupt der ganzen Plastik der Seele nahestehe, mehr nur das Unterwertige erhalte, während man von einem vorwiegend germanisch geprägten Kulturganzen sich beherrschen lasse. Also wisse man nicht recht, wo aus noch ein, unmöglich wie es sei, die beiden Einflüsse in eins zu verarbeiten. Die treibende Persönlichkeit des Kreises, um diese Einzelheit voranzunehmen, ward vom Vordringen der vermeintlich deutschen Architektur in Genf besonders eigentlich alarmiert; in seinem lebhaften Vorstellen dachte er sich das, was unter tausend italienischen Bauerzeugnissen zufällig einmal mit Leistungen der Pariser Architekten um Anerkennung ringt, gleich epidemisch, und verteidigt in übrigens bedeutender Weise den lateinischen Geist gegen die Barbaren. Am liebsten würde er es mit Feuer und Schwert tun. Nur wäre ihm dann zu raten, die Fackel seines Zorns zuerst in die hohen Herrlichkeiten der Lateiner hinzuwerfen, deren allzu viele mit frecher Gewissenlosigkeit unser Land in allen Richtungen verwüsten. Andere Mitarbeiter haben sich nun an andere Probleme gehalten; es wurde und wird emsig untersucht, zuerst allgemein, was die Westschweiz von dem ihr im Widerspruch mit ganz Frankreich und Italien aufgepflanzten Protestantismus — offen gesagt, es scheint mir keine sehr tiefe und sorgsame Geschichtserfassung und -kenntnis zu sein, die die Sache so anfaßt —, was sie aus ihm empfangen. Dann wird, ohne der ehrlichen Bemühungen eines Benjamin Balloton um die Sättigung der Kirche mit nationaler und sozialer Wirklichkeit auch nur mit einem Wort zu gedenken, der Reformation kurzerhand der Prozeß gemacht und die Lage mit Ahselzucken der Zweifelsucht, der Erbschleicherei und dem Aberglauben überlassen. Von wissenschaftlichen Erwägungen ist schon gar keine Spur, wenn man nicht einige unausgedachte Angriffe auf die Fremdenindustrie so nennen will. Ich will es nicht. Was bleibt also in dem als interessant hingestellten Unternehmen übrig?

In der Tat, so hoch denken wir von jener Latinophilie und jenen

zänkischen Angriffen auf die Reform, die sich durch bald vier Jahrhunderte behauptete und zweifellos am Bildungsstand des Landes ihren meßbaren Anteil hat, keineswegs, als daß wir „das lateinische Segel“ dadurch ausgiebig geschwellt glaubten. Indessen, wir sind zum Glück nahe am Ende des Bootes und seiner Fracht. Wenn der hitzigste der Kämpen darin sich zu Zeiten mit Abtrennungsgelüsten trägt, kraft deren er die Schweiz mit Savoyen und dem französischen Jura neuerdings zur altburgundisch-welschen Einheit verschmelzen möchte, so denken schon seine bereits angeführten Genossen nüchterner. Sei es, daß die Hindernisse der innern und äußern Politik, die sich einem solchen Unterfangen entgegentürmen müßten, sie abschrecken, sei es, daß ihnen die Erkenntnis dämmert, es sei nur irgend ein Teil der gefeierten Länder lateinischer Gattung mit dem schweizerischen Lemangebiet zu vergleichen, um zu sehen, wo es volkshygienisch besser steht; jedenfalls ermutigt die Neuburgunder keiner allzu laut. Vielmehr widmen sie sich, unter beständigem geistreichem Geplänkel, der Stärkung haltbarer Werte, die selbst in einem nicht mit Haut und Haar lateinischen Lande denkbar sind. Stärkung der Empfänglichkeit und Leistungskraft für Dichtung, Kunst, Veredlung des Lebens mit allen bildenden Fähigkeiten der Seele innerhalb einer bestimmten Überlieferung, ist ihr Feldgeschrei. Sie nennen es allerdings, der Name ist unvermeidlich, lateinische Zucht. Aber sie meinen, was wir in Deutschland und unserem Alemannien unter tatkräftiger und stilbewußter Selbsterhaltung verstehen. Was auf der einen Seite den Heimatschutz, auf der andern etwa den Bund schweizerischer Architekten hervorgerufen hat. Was Welti und Hodler ihren Weg zeigt. Was im rauschenden Berlin die Brüder Walser Schweizer bleiben läßt. Was endlich einen Nationalpark vor der goldenen Internationalen rettet. Eigentlich tun sie da, ob der Anstoß zu all dem teutonisch sei oder nicht, samt und sonders, nur im Rahmen ihres wohlberechtigten Reservates, mit. Am klarsten überschaut derjenige Teilnehmer der Zeitschrift die Aufgaben unserer Generation, der so fern von seinem Freunde Königsmacher absteht, daß er geradezu sein Gegner wird. Derselbe glaubt nämlich trotz alles Verständnisses und Anteils für die Bekümmernisse seiner Geistesverwandten, daß das Welschland ganz wohl mit den lateinischen Nationen Bruderschaft pflegen könne, aber, wie am Ende jeder in sich abgeschlossene Volksteil das Empfangene selbständig in sein Eigentum umzuprägen habe, und dann noch Aufnahmefähigkeit und Vorteil genug haben werde, mit dem Schweizerbund Hand in Hand zu gehen und sich in seinem Blute zu verjüngen.

II.

Die Menschen.

Leidenschaftlich, nervig und nervös, heißblütiger Künstler ist Alexandre Cingria, der lauteste Latinitätsprediger in sensuell heidnischem, intellektuell römischem Ornat. Ihm schwebt meist Kultus vor, wenn er Kultur sagt. Energisch rafft er Beweise für seine Theorie zusammen, wenn er nicht gerade malt oder einen Hymnus dichtet. In Hymnen ist er dunkel; in seinen Essays nimmt ihn jeder Leser am besten in seinen eigenen, wohlwollenden und vergnügten polizeilichen Gewahrsam. Denn er ist mundgewandt und sorglos. Gobineau kennt er wie ein Lama seinen Katechismus. Aber von der deutschen Schweiz erzählt er Räubermären, und sogar in der Waadt ist ihm die entzückend blonde, schlanke, blauäugige Germanität der Frauen nicht aufgefallen, was an einem kräftigen Maler doppelt verwundert.

Zwischen ihm und seinem vorhin in großen Zügen gezeichneten Antipoden stehen Adrien Bonny, Robert de Traz, der die vergrößerte Zeitschrift jetzt herausgibt, und C. F. Ramuz. Alle drei beschäftigen sich, und geistvoll, mit Kunst und Kunstkritik, wenn sie sich nicht gerade, eins über den Protestantismus, zwei über den Bannkreis der westschweizerischen religiösen Kunst und ihrer Anbeter und drei über den westschweizerischen Biedermannston in Poesie hermachen. Ramuz tut das glücklicherweise, indem er der Boile Novellen vom Rang des Tautvieux und Ambroise vengé beisteuert. Ein Schweizer mit den Augen, Ohren, der Energie eines Maupassant, aber mit viel mehr Güte, wenn auch die Fülle noch wachsen und außerdem eingeformt werden muß. Zwar die erwähnten Novellen sind auch in diesem Betracht Meisterstücke beherrschter Eindringlichkeit. Bonny und de Traz sind zurückhaltend, in ihrem eigentlichen Gebiet äußerst scharfsinnige und reizsame Naturen, und es ist ein Vorteil für die Zeitschrift, in solche Hand gelegt zu sein. Nicht eben verständlich ist mir allerdings Traz' liebevolle Behandlung zahlloser kleiner, offenbar dunkel reaktionärer Blättlein lateinischen Zeichens. Angenehm kann mich darin nur die wachsende Dezentralisation Frankreichs, auch von Paris, berühren, ein Symptom der Rebellion gegen die Weltstadt, das ich gerne mit unserer „Gartenstadt“ vergleiche.

Doch jetzt steh' ich vor Reynold, dem Antipoden Cingrias, des Neuburgunders. Eigentlich ist es erstaunlich, daß er, der Patrizier von Freiburg, der Katholik, der Träger echt französischer Forschungsart, dieser Antipode sei. Der Schweizer ist stärker als der Gebildete, Gläubige und Aristokrat, so stark die an sich sind. Schon im allerersten Heft setzt er, vor fünf Jahren, zum ritterlichen Kampf für den „schweizerischen Geist“ ein. Bezeichnenderweise aber redet er in einem der letzten Hefte unter der Aufschrift „Das Bedürfnis der Ordnung“ von der Ordnung schlechtweg; den

Talisman „Lateinisch“ würde man vergebens suchen. Die Sache, weiß er, ist selbst nicht national beschränkt. Er spricht seine Anschauung mit Balladen, Studien über Poeten der deutschen Schweiz, Kritiken und Reisebildern aus und tut, in literarisch verfeinerter, psychologisch sicherer Weise unter den Leuten der Voile und ihren Gefinnungsfreunden dasselbe Werk, dessen mühsame, ungelente und treuherzige Anfänge durch den Doyen Bridel er in einem bedeutsamen Bande dargelegt hat: Die Befestigung der Willenseinheit aller Schweizer über jegliche Schranke der Kantone hinaus. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß Gonzague de Reynold das Schwergewicht des Einflusses in seinem Kreis zugefallen sei. Jedenfalls können wir nur froh darüber sein, so ferne es uns liegt, die Gedankenfreiheit der andern zu befehlen. Es fragt sich nur, wo Gedanken genau und gründlich erschlossen werden.

III.

Der Organismus.

Unter der Ägide der Genfer Kunstgesellschaft ist die Voile zuerst herausgekommen, hat sich davon losgelöst, ist lange noch von Hand zu Hand gegangen und nicht eben regelmäßig, meist viermal im Jahr, erschienen. Jetzt redet sie alle Monde im Forum schweizerisch-internationalen Meinungsaustausches mit. Sie ist gepflegt und wohlhabend in der Auswahl der Beiträge, Mitarbeiter und Form; neuerdings gibt sie auch Kunstblätter aus ihr nahestehenden Künstlergruppen. Ich nenne sie, um auch diese Zugewandten wenigstens mit Namen zu würdigen und dem Kunstfreund einen Fingerzeig zu geben: Trachsel, Perrier, Auberjonois, Muret, G. de Traz sind die wichtigsten. Von Hodler ist in einer Menge von Heften verehrungsvoll die Rede. Selbst wenn Cingria unterzeichnet.

IV.

Das Äußere.

So segelt die Voile denn in die Zukunft hinein. Wir vertrauen, daß unter all den Missionaren Reynold für sein den Parteien, Rassen und Konzessionen gegenüber neutrales Schweizertum die gründlichsten Befahrungserfolge davontrage. Im neuen Jahrgang sind denn auch regelmäßige Chroniken aus allen Landesteilen, dem alemannischen in erster Linie, angelangt. Mögen sie sich gegenseitig stützen, während gleichzeitig die gemeinsame Kraft unter der Fahne eines energischen Bundeswillens die Vervollkommnung unserer Kunst, Dichtung, Erkenntnis, Hilfsbereitschaft und fruchtbaren Überlieferung betreibt.

